Gemeindeblatt

der Jüdischen Gemeinde Duisburg

Amtliches Organ der Gemeinde

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Sally Kaufmann, Kassel, Hohentorstraße 9

Inseraten-Annahme Norbert Bachmann, Duisburg Universitätsstraße 18

Verlagsort Kassel.

3. Jahrgang — Duisburg, den 15. Dezember 1930 — Nr. 20

Einigkeit – eine Mahnung des Chanukah!

Von Dr. Rülf-Saarbrücken.

Man sollte mehr von der Vorgeschichte der Chanukah-Ereignisse wissen. In der Familie des Hohenpriesters Onias war ein Bruderzwist ausgebrochen. Jason neidete seinem älteren Bruder Onias die Hohepriesterwürde. Er ging zum König Antiochus, schenkte ihm eine große Summe Geldes und erreichte, daß der König ihn an Stelle seines Bruders zum Hohenpriester einsetzte. Aber das schlechte Beispiel machte Schule. Ein gewisser Menelaos, der gar nicht aus dem Stamme der Kohanim war, gab dem König noch mehr Geld, das er aus dem Tempelschatz geraubt hatte, und kaufte dafür das Hohepriesteramt. Onias klagte ihn nun des Tempelraubes an; Menelaos ließ ihn ermorden. Diese brutalen Gewalttaten reizten das Volk zur Empörung gegen Menelaos. Darin sah Antiochus einen Aufstand gegen seine Herrschaft, und er schickte nun seine Heere zur Unterdrückung der Juden. So begannen die furchtbaren Glaubensverfolgungen, denen erst die Makkabäer ein Ende setzten. Bruderzwist aus kalter Machtgier und frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Gütern des Judentums hatten das Unheil verschuldet.

Man sollte auch mehr von dem Nachspiel der Chanukah-Ereignisse wissen. Die Herrschaft der Makkabäer-Fürsten schien fest gegründet. Johann Hyrkan, Hoherpriester und weltlicher Herrscher zugleich, regierte mit Festigkeit und Weisheit. Aber gegen Ende seines Lebens erfaßte ihn der Streit der Parteien, der Pharisäer und Sadduzäer. Von den einen gekränkt, ging er zu den anderen über. Sein Sohn Alexander Jannai führte bereits als fanatischer Sadduzäer einen blutigen Bürgerkrieg gegen die Pharisäer und damit gegen die Mehrheit des Volkes. Seine Enkel Hyrkan und Aristobul, an inneren Zwist von Jugend an gewöhnt, vergossen das Blut ihrer Mitbürger schon nicht mehr unter dem Vorwande des Konfliktes der Parteien, sondern in einem wilden persönlichen Kampfe, den sie gegeneinander um die Herrschaft im Staate führten. Schließlich riefen sie die Römer als Schiedsrichter ins Land. Die Römer kamen und gingen nicht wieder. Das Schicksal der Makkabäerherrschaft war besiegelt. Parteihader und Rivalität der Brüder waren wieder die Ursache des Unheils.

Man sollte wirklich von der Makkabäergeschichte mehr wissen als das eigentliche Chanukah-Wunder. Die Vorgeschichte und das Nachspiel vertiefen den Festgedanken und geben uns für unsere Gegenwart die beste Lehre: Einigkeit tut not! Wenn wir in hemmungslosem Parteifanatismus unsere innere Kraft schwächen, dann werden die äußeren Feinde und die wirtschaftlichen Nöte das deutsche Judentum zugrunde richten. Kein noch so tapfer und entschieden geführter Abwehrkampf wird daran etwas ändern. Man braucht kein Unglücksprophet und überhaupt kein Prophet zu sein, um dieses Ende vorauszusehen. Ein wenig historische Erfahrung und etwas gesunder Menschenverstand reichen hierzu aus. Wenn wir deutschen Juden uns nicht endlich darauf besinnen, daß wir gemeinsam in geschlossener Front um unser Leben zu kämpfen haben, dann verdienen wir eben nicht zu leben.

Die Berliner Repräsentantenwahlen sind vorüber. Weitere Wahlkämpfe bleiben dem deutschen Judentum vorerst erspart. Demagogie und Parteihetze haben für die nächste Zeit ein geringeres Betätigungsfeld. Gott sei Dank! Wir könnten uns noch mehr freuen, wenn nicht nur der Mangel an Gelegenheit, sondern beginnende Einsicht die Ursache für eine Entgiftung der Atmosphäre wäre. Es wird die Aufgabe der nächsten Monate sein, die innere Kraft unserer Gemeinden durch eine Einheitsfront aller Vernünftigen zu festigen.

Jede Gemeinde hat die Pflicht, den Klal, d. h. die Gesamtheit der an einem Ort wohnenden Juden, auf dem geistig-religiösen Boden zusammenzuführen. Dieser Boden ist admaß kaudesch, heiliges Land. Er darf nicht zum Tummelplatz der Parteien werden. Politische Parteien mögen notwendig sein, aber sie müssen ihre Grenzen wahren und Respekt vor der Gemeinde und ihrer hohen Aufgabe haben.

Die Aufgabe der Gemeinde wird unterstützt von denjenigen Vereinen, die unter Wahrung einer unbedingten parteipolitischen Neutralität für allgemein-jüdische, kulturelle, charitative und jugendpflegerische Ziele arbeiten. Ihre Bedeutung für ein gesundes und blühendes Gemeindeleben kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ist es überhaupt noch nötig, hierauf ausdrücklich hinzuweisen?

Es ist nötig! Es muß gesagt werden, daß eine Bedrohung dieser Vereine durch parteipolitische Auseinandersetzungen einer Bedrohung der Gemeinde gleichkommt. Es geht nicht an, daß irgend eine politische Gruppe für ihre Ziele innerhalb der Vereine wirbt und dadurch Streit heraufbeschwört. Aber es geht ebensowenig an, daß jedes politisch klingende Wort sofort vom Gegner als ein Kampfruf aufgefaßt und zu einem maßlosen Gegenstoß — nicht nur gegen den Urheber, sondern gegen den ganzen Verein benutzt wird. Fanatismus ist gefährlich, aber Mißtrauen und Gereiztheit nicht minder. Es müßte möglich sein, daß sich jüdische Menschen verschiedener Weltanschauung sachlich und mit gegenseitiger Achtung auseinandersetzen. Sollte dies aber nicht möglich sein, so muß in der Gemeinde und in den neutralen Vereinen jede innerpolitische Auseinandersetzung vermieden werden. Es gibt dann immer noch genug andere Fragen, die jüdische Menschen gemeinsam zu lösen haben. Die Gemeinde und die neutralen Vereine sind die Instrumente dazu. Helfe jeder durch Verantwortungsgefühl, Mäßigung und Verständigungsbereitschaft, diese kostbaren Instrumente, zu erhalten und zu vervollkommnen! Denken wir nicht stets und ausschließlich politisch, denken und fühlen wir jüdisch und menschlich!

Das ist die Mahnung des Chanukah. Wie das Licht des Festes die Familie zur einträchtigen Freude zusammenführt, so kann es auch der ganzen bedrohten Gemeinschaft des Judentums zum Symbol der Einheit und des Friedens werden.

Jüdische Schüler in nichtjüdischen Schulen.

Ein beachtlicher Beitrag zu dieser Frage aus der Feder des bekannten Berliner Pädagogen Martin Havenstein findet sich in der letzten Ausgabe des „Deutschen Philologenblattes". Bezeichnend für die stille Durchdringung, besonders des höheren Schulwesens mit dem antisemitischen Gift erscheint uns die hier offenkundig werdende Tendenz, gewisse Zeiterscheinungen, die sich ganz allgemein heute feststellen lassen, und die man gewiß nicht in Bausch und Bogen begrüßen wird, den „bösen Juden", wenn auch mit einer überlegen entschuldigenden Geste, in die Schuhe zu schieben:

„In manchen Großstadtschulen kommt noch etwas hinzu, was in der pädagogischen Literatur aus mir nicht ganz begreiflichen Gründen meines Wissens immer unbeachtet bleibt: die Einstellung von Klassen mit starkem jüdischen Einschlag. In der letzten Zeit (seit zehn Jahren etwa) ist mir — und keineswegs nur mir — dieser Faktor im deutschen Unterricht fühlbar geworden. Klassen, in denen das jüdische Element numerisch oder auch nur vermöge seiner größeren Intellektualität (was natürlich nicht Geist oder Begabung bedeutet) überwiegt, pflegen neuerdings vieles abzulehnen, was im deutschen Unterricht nicht fehlen darf, wozu sie aber (begreiflicherweise) kein inneres Verhältnis haben. Es handelt sich dabei nicht so sehr um die Klassiker im engeren Sinne (die waren ja „Weltbürger" und „überdeutsch"), als um solche Dichtungen, die jeder bewußte Deutsche als spezifisch oder intern deutsch, als nicht übertragbar in eine andere Sprache, empfindet, also z. B. um das Hildebrandslied, um die mittelhochdeutsche Dichtung, um Eichendorffs Lyrik, um H. von Kleists Dramen, um Otto Ludwigs Romane und manches andere. Am stärksten ist der innere Widerstand so zusammengesetzter Klassen gegen die mittelalterliche Poesie. Das ist sehr begreiflich: wie sollen deutsche Juden ein Stück unserer Vergangenheit sich wahrhaft zu eigen machen können, an dem sie, ihre Vorfahren, gar keinen Anteil gehabt haben? Jahrhundertelang lebten die bei uns eingewanderten Juden völlig abseits von unserer geistigen Heimat und Geschichte. Erst in der Zeit der Aufklärung drangen sie in diese Geschichte ein und begannen mitzumachen.

Daher ist diese Zeit auch die erste, für die unsere jüdischen Schüler tieferes literarisches Interesse zeigen. Und ihr Interesse für deutsche Literatur wird (im großen und ganzen) immer stärker, je später und gegenwartsnäher diese Literatur ist; um so größer ist ja der Anteil, den sie selbst, ihre Stammesgenossen, daran gehabt haben. Wenn heute manche Schulklassen in Berlin (ob auch anderswo, weiß ich nicht), so ganz und gar „modern" eingestellt sind, daß sie am liebsten nur Toller und G. Kaiser, Stefan Zweig, Wassermann, Werfel u. a. lesen möchten, so ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß es sich um Klassen mit überwiegend jüdischen Schülern handelt."

Die Aeußerungen eines bekannten Schulmannes in einem führenden Blatt der deutschen Philologen verdienen die besondere Aufmerksamkeit weitester jüdischer Kreise. Es scheint, sachlich gesehen, beklemmend, wie einfach hier ein Problem abgetan und auf ein falsches Geleise geschoben wird. Denn merkwürdigerweise ist die Behandlung der Klassiker in der höheren Schule schon vor Jahrzehnten als das sicherste Mittel bezeichnet worden, eine für das ganze Leben ausreichende, unüberwindliche Abneigung in den Schülern hervorzurufen. Der Fehler liegt, darüber ist bei gutem Willen kein Zweifel möglich, bei den Lehrern, deren Methoden zur Lebendigmachung der Klassiker sehr häufig mittelalterlich sind. Herr Havenstein, dessen Forschungsfahrten gegen jüdische Schüler unter Assistenz des zuständigen Referenten im preußischen Kultusministerium schon einmal übel vermerkt wurden, weiß für alle Sorgen ein Mittel: Die Juden sind schuld. Daß dieses probate, aber unschöne Mittel nicht hingenommen werden darf, wird hoffentlich eingesehen werden. Wir lenken die Aufmerksamkeit der betroffenen jüdischen Kreise auf diesen Ausfall, der sehr ernst genommen werden muß.

Ausbruch des Antisemitismus vor 50 Jahren

Wiederholt wird auf die zahlreichen Vergleichspunkte hingewiesen, die sich zwischen dem heutigen Antisemitismus und demjenigen der Stöcker-Ahlwardt-Zeit ergeben. Wie die „Abwehr-Blätter" des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus bemerken, fällt der „Vergleich unserer Tage mit der Zeit vor vierzig, fünfzig Jahren entschieden **nicht** zugunsten der Gegenwart aus". Damals nämlich haben sich die Bildungsschichten des deutschen Volkes in ihrer Gesamtheit gegen die Zumutungen der antisemitischen Hetzer energischer zur Wehr gesetzt, als es heute der Fall ist. Im Jahre 1880 war die Antisemiten-Bewegung, die der Hofprediger Stöcker zwei Jahre vorher nach den Attentaten von Hödel und Nobiling auf den alten Kaiser Wilhelm den Ersten entfacht hatte, auf ihrem Höhepunkt angelangt. Zwar konnte auch der ärgste Judenfeind nicht behaupten, daß das Judentum oder auch nur einzelne jüdische Persönlichkeiten mit den Attentätern das Geringste zu tun gehabt hätten, trotzdem setzte allenthalben in Deutschland eine beispiellose Judenhetze unter dem Feldgeschrei ein: „Dem Volke muß die Religion wiedergegeben werden, die ihm die Judenpresse geraubt hat!" Ein Petitionssturm, der sich an den Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten Fürst Bismarck wendete, durchbrauste ganz Deutschland mit der Forderung: Einschränkung der Einwanderung ausländischer Juden, Ausschließung aller Juden von allen amtlichen Stellungen, Beschränkung der Zulassung von Juden zum Justizdienst, Anstellung von nur christlichen Lehrern in den Volksschulen usw. usw.

Gegen diese Hetze trat als Wortführerin der Humanität und der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung die damalige Fortschrittspartei im Preußischen Abgeordnetenhaus auf und unterstützte die berühmt gewordene Interpellation des Abg. Hänel: „Was gedenkt die Staatsregierung zu tun gegen die neue Bewegung, welche unsere jüdischen Mitbürger in Besitz, Freiheit und Ehre bedroht, endlich eine Beeinträchtigung der Staatsbürgerrechte der Juden seitens der preußischen Staatsregierung plant?" — Der Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums, Graf Stolberg, erklärte: Die Petition sei noch nicht an die Staatsregierung gelangt. Gleichwohl nehme die Regierung nicht Anstand, die Frage dahin zu beantworten, daß sie nicht beabsichtige, eine Aenderung des bestehenden Rechtszustandes, nämlich der Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse in staatsbürgerlicher Beziehung, eintreten zu lassen. — Die Verhandlungen über die Interpellation führten dann zu einer dreitägigen, äußerst stürmischen Judendebatte.

Zwei Wochen vorher, am 12. November 1880, wurde die Oeffentlichkeit durch die Protesterklärung gegen die antisemitische Brunnenvergiftung aufgerüttelt. Dutzende von angesehenen Männern, Träger bekanntester Namen aus verschiedenen Parteien und Berufen, zahlreiche Hochschullehrer, Männer der Verwaltung, Politiker, Richter, Geistliche, Künstler, Industrielle, auch der Berliner Oberbürgermeister von Forckenberg und Bürgermeister Duncker, gehörten zu den Unterzeichnern der berühmten „Notabeln-Erklärung", die u. a. besagte:

„Heiße Kämpfe haben unser Vaterland geeint zu einem mächtig aufstrebenden Reiche. Diese Einheit ist errungen worden dadurch, daß im Volksbewußtsein der Deutschen das Gefühl der notwendigen Zusammengehörigkeit den Sieg über die Stammes- und Glaubensgegensätze davontrug, die unsere Nation wie keine andere zerklüftet hatten . . . In unerwarteter und tief beschämender Weise wird jetzt der Rassenhaß und der Fanatismus des Mittelalters wieder ins Leben gerufen und gegen unsere jüdischen Mitbürger gerichtet. Vergessen wird, wieviele derselben durch Fleiß und Begabung in Gewerbe und Handel, in Kunst und Wissenschaften dem Vaterlande Nutzen und Ehre gebracht haben. Gebrochen wird die Vorschrift des Gesetzes, wie die Vorschrift der Ehre, daß alle Deutschen in Rechten und Pflichten gleich sind. ... Wie eine ansteckende Seuche droht die Wiederbelebung eines alten Wahnes die Verhältnisse zu vergiften, die in Staat und Gemeinde, in Gesellschaft und Familie Christen und Juden auf dem Boden der Toleranz verbunden haben. An dem Vermächtnis Lessings rütteln Männer, die auf der Kanzel und dem Katheder verkünden sollen, daß unsere Kultur die Isolierung desjenigen Stammes überwunden hat, welcher einst der Welt die Verehrung des einzigen Gottes gab. Schon hört man den Ruf nach Ausnahmegesetzen und Ausschließung der Juden von diesem und jenem Berufe und Erwerb, von Auszeichnungen und Vertrauensstellungen. Wie lange wird es währen, bis der Haufen auch in diesen einstimmt? Noch ist es Zeit, der Verirrung entgegenzutreten und nationale Schmach abzuwenden. Unser Ruf ergeht an die Christen aller Parteien, an alle Deutschen, welchen das ideale Erbe ihrer großen Fürsten, Denker und Dichter am Herzen liegt. Verteidiget in öffentlicher Erklärung und ruhiger Belehrung den Boden unseres gemeinsamen Lebens: Achtung jedes Bekenntnisses, gleiches Recht, gleiche Sonne im Wettkampf, gleiche Anerkennung tüchtigen Strebens für Christen und Juden."

Dieser Erklärung, welche in weiten Kreisen eine wohltuende Wirkung hatte, schlossen sich in verschiedenen Städten eine große Zahl von angesehenen Männern an. Auch in den Kreisen der

Regierung und des Hofes mißbilligte man die Judenhetze entschieden. Sie schien eine Zeitlang erledigt zu sein. Stöcker wurde für mehrere Jahre ein stiller Mann. Erst Ende der achtziger Jahre erhielt die Bewegung durch Dr. Otto Böckel erneuten Auftrieb. Und diese neue Welle löste dann jene Gegenbewegung aus, die um die Jahreswende 1890/91 zur Gründung des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" geführt hat.

Jüdische Landarbeiter in Frankreich.

Von R. Grinberg

Direktor des Zentralhilfskomitees für jüdische Emigranten.

„Das „Zentralhilfskomitee für jüdische Emigranten", dessen Vorsitz Herr W. Oualid führt, hat die Ansiedlung jüdischer Landarbeiter in Frankreich übernommen. Im Laufe des zweiten Jahres seiner Tätigkeit hatte dieses landwirtschaftliche Ansiedlungswerk nur eine sehr beschränkte Zahl von Arbeitern hervorgebracht. Tatsächlich hat das Komitee ungefähr 100 Ansiedlungen durchgeführt, also ungefähr die gleiche Zahl wie im vorigen Jahre. Es ist daher vom quantitativen Gesichtspunkt aus verfrüht, von nennenswerten Resultaten zu sprechen und auf Grund dieser Resultate den sicheren Erfolg der Aktion vorauszusagen. Wenn man hingegen die Qualität der bisher vollbrachten Arbeit in Augenschein nimmt, so erweist sich ihr Wert als unbedingt sicher.

Wäre es auch nur hinsichtlich des „Menschenmaterials" — die Aktivität dieses Jahres unterscheidet sich wesentlich von der vorjährigen. Die Rekrutierung wird nicht mehr wie 1927 in Paris; sondern im Ausland vorgenommen, besonders in Polen und zwar in jenen Landstrichen, wo es eine ländliche jüdische Bevölkerung gibt Es wurden nur solche Juden herangezogen, welche für die Landwirtschaft geeignet erschienen, die es wünschten und Sinn dafür hatten, an der Scholle festzuwurzeln. In diesem Zusammenhange muß man der Tatsache Rechnung tragen, daß ein großer Teil der Rekrutierten Arbeiter Chaluzim waren, welche mit dem Wunsche nach Frankreich kamen, hier die Probezeit, ihre Vorbereitung für Palästina zu absolvieren und daß diese Kandidaten zumindest moralisch, wenn nicht auch physisch und professionell für die harten Ackerarbeiten und das Landleben geeignet waren.

Diese Auswahl der Kandidaten war umso wichtiger, als die landwirtschaftliche Ansiedlung von Juden in Frankreich ein Werk war, welches ziemlich plötzlich vor sich ging und der jüdische Arbeiter bei der Landbevölkerung Frankreichs im allgemeinen völlig unbekannt ist, so daß man anfänglich diesbezüglich sehr skeptisch war. Doch schon nach einer einzigen „Saison" erzielte die jüdische Landarbeit Resultate, welche ihr einen äußerst günstigen Ruf verschafften und für die Zukunft die besten Perspektiven eröffnen.

Außer der Kandidatenwahl war das Komitee in gleicher Weise bemüht, die Region seiner Tätigkeit richtig zu wählen. Für die Chaluzim, für welche es wichtig war, ihre Probezeit in einer Gegend Frankreichs zu absolvieren, deren landwirtschaftliche Bedingungen denen Palästinas ähnelten, wählte das Komitee das Departement Vaucluse. Zwischen den einzelnen Ansiedlungen besteht ein reger Kontakt, so daß sich die Arbeiter garnicht wie unter Fremden, überhaupt nicht entwurzelt oder heimatlos fühlen. Sie können auch ihre kulturellen Bedürfnisse leicht durch einen regelmäßigen Austausch von Büchern und Journalen befriedigen. Schließlich ist es auch dem Komitee mit der Zeit leichter geworden, den angesiedelten Juden den moralischen und richterlichen Beistand zu leihen, dessen sie bedürfen.

Die Erfahrung dieses Jahres hat gezeigt, daß, was den jüdischen Landarbeitern am meisten entspricht, die Ansiedlung in Pachthöfen ist. Hier können sie die Landwirtschaft gründlich erlernen, und im Laufe eines Jahres alle Arbeiten vollenden, welche der Knecht eines Pachthofes zu leisten hat. Die Arbeit in den kleinen Pachthöfen hat auch noch diesen Vorteil, daß unsere Arbeiter hier schneller einen allgemeinen Ueberblick über den Betrieb gewinnen. Außerdem sind die Lebensbedingungen in den Pachthöfen den Gewohnheiten der jüdischen Arbeiter viel angemessener als die Lebensbedingung der großen industrialisierten Farmen, wenn auch in den letzteren die Arbeit weniger schwer und die Arbeitszeit kürzer ist. In fortwährendem Kontakt mit dem Landwirt, sowohl im Felde als auch im Hause, akklimatisiert der jüdische Arbeiter sich leichter an sein neues Milieu: erlernt die Sprache schneller und paßt sich, im allgemeinen, dem französischen Landleben besser an.

Mehr noch als früher hat es sich in diesem Jahre bestätigt, daß die Ansiedlung jüdischer Arbeiter in Frankreich ein langatmiges Werk ist und daß, um einen Erfolg zu erzielen, ein schrittweises und maßvolles Tempo notwendig erscheint. Man würde einen unverzeihlichen Fehler begehen, wenn man, der Absorptionsfähigkeit der französischen Agrikultur nicht Rechnung tragend, vorschlagen würde, in nächster Zukunft tausende jüdischer Landarbeiter nach Frankreich einwandern zu lassen. Es wäre ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß die Juden durch Massenkontingente in die Agrikultur eingeführt werden könnten. Mehr als in irgend einer anderen Domäne wirtschaftlicher Tätigkeit ist es in der Landwirtschaft notwendig, den subjektiven, moralischen und kulturellen Faktoren Rechnung zu tragen, den Anpassungsmöglichkeiten des Arbeiters an das Milieu, in welchem er leben und arbeiten soll. Es ist erwiesen, wenn man vom ob-

jektiven Standpunkt ausgehend vorschlägt, eine möglichst große Zahl von Ansiedlungen ohne Rücksicht auf die spezifischen Bedingungen der jüdischen Arbeit anzustreben, man zu dem Resultat gelangen wird, daß die so „placierten" Arbeiter, kaum angelangt, ihre Arbeit wieder im Stich lassen werden. Ueberflüssig zu betonen, wie sehr ein solches Resultat dem Siedlungswerke schaden kann. Hoffentlich erregt es nicht allzusehr das Mißfallen derer, die eine Entwicklung in großen Zügen lieben, wenn ich betone, daß die jüdische landwirtschaftliche Emigration nach Frankreich sich in gemäßigtem Tempo vollziehen muß. In schrittweisen Etappen muß man in geeigneten Landstrichen die Grundlage für jüdische landwirtschaftliche Arbeit schaffen und, mit einer langsamen und methodischen Tätigkeit, zuerst die erworbenen Positionen festigen, bevor man neue sucht.

Was die Methode der Einreihung Neueingeführter betrifft, empfiehlt es sich, ebenso schrittweise vorzugehen. Die Eingewanderten sollten unbedingt stufenweise den Lehrgang vom Arbeitsknecht bis zum Pächter durchmachen, und nicht „Stufen überspringen". Es ergibt sich von selbst, daß die Kandidaten, welche noch keine genügenden landwirtschaftlichen Kenntnisse haben, es nicht wagen können, sich sogleich bei ihrer Ankunft als Meier oder Pächter zu betätigen. Aber selbst solche, die in ihrer Heimat vollendete Landwirte waren, sollten diesen Lehrgang nicht versäumen. Denn nur so erlernen sie die Eigenarten der französischen Agrikultur, machen sich mit den technischen, ökonomischen und kommerziellen Methoden vertraut und, wohlgemerkt, mit der Sprache, den landsüblichen Bräuchen, kurz mit dem ganzen Komplex von Fragen, welche ein französischer Landwirt kennen muß.

Unglücklicherweise zeigen die eingeführten Arbeiter sehr oft Ungeduld, finden sich nicht mit der Notwendigkeit einer sorgfältigen Vorbereitung ab, und wollen immer wieder Stufen überspringen, um ans endgültige Ziel zu gelangen. Gegen diese Ungeduld der Interessenten, welche gegen ihr wahrstes Interesse verstößt, muß mit Energie gekämpft werden. Die Drohung einer Niederlage hängt fühlbar über dem Haupte desjenigen, welcher sich in der Agrikultur mit einer Rapidität, die gerade diesem Arbeitszweig wesensfremd ist, durchsetzen will.

Die Aktion dieses Jahres hat es möglich gemacht, die wichtigsten Prinzipien herauszuarbeiten und die Richtlinien für die Zukunft zu ziehen. Sie hat qualitativ einige schätzenswerte Resultate aufzuweisen. Der Kern einer jüdischen Landbevölkerung besteht bereits in Frankreich. Wird er sich weiter entwickeln und werden wir im Laufe eine Klasse von jüdischen Bauern Wurzeln fassen sehen? Das wird die Zukunft lehren.

Athen.

Reisebrief.

Von Max Brod (Prag).

Es ist wundervoll, wie man hier in Ruhe gelassen wird. Die gigantischen Monumente Aegyptens verstummen vor Lärm und Anpreisung und Backfischkampf. Hier aber, auf der Akropolis, ist wirklich noch etwas von der redenden Stille des Götterfelsens. Die Tempel liegen im Trümmern — und kein Weihrauchduft, kein Gesang. Aber entschädigt dieser süße heimatliche Margeritenduft nicht und bringt er dem Geruchssinn nicht jene besondere Mischung von Heiligkeit und Heiterkeit dar, die

man seit je mit dem Gedanken an Griechengötter und Griechenmythen verband! Und die Stille auf dem grasigen Plateau, das ruhige Leuchten der Säulenstümpfe im grünen Rasen, die Weite der Aussicht, die den Lykabettos, den Penteliton, den blauen Hymettos-Bergzug umfaßt, der von leichten Wolken bedeckte Himmel, die zarte erfrischende Seebrise, die vom Hügelgelände des Piräus über die Ebene der „langen Mauern" herankommt — das alles paßt mit letzter Vollendung zu den Vorstellungen eines leichten, witzigen, dabei dem Erhabenen weit aufgetanen Lebens, wie man es im alten Athen beheimatet glaubt.

Es ist ein seltener Fall, aber gewiß keine Einbildung: etwas vom Geist der Antike ist in dieser Oertlichkeit gebannt geblieben. Die rötlichen Säulen des Parthenon, durch die das Blau des Himmels eingefaßt erscheint wie Bildstreifen in Rahmen, selbst die ihres Schmuckes beraubten Giebel, die Steinfrauen, die das Vordach des Erechtheions tragen — all das ist ernst und groß, ohne abzuschrecken, hat eine starke und echt menschliche Herzlichkeit an sich, die ergreift. Und dazu paßt die Einsamkeit, die Unbetriebsamkeit inmitten dieser Denkmäler, der gewürzige Wohlgeruch, das Blühen und Sprießen zwischen den Trümmern, die freudig schimmernde Luft. Noch heute wohnen die Götter hier, sie haben ihre Hallen nicht ganz verlassen. Wenn man sich vom kunstkritischen, theoretisierenden Betrachten möglichst fern hält (Meier-Graefes Buch „Pyramide und Tempel" habe ich glücklicherweise erst nach der Reise gelesen), dann gehört vielleicht nicht einmal viel Phantasie dazu, diese Hochfläche als Wohnsitz der Athena, der Schöpferin des Oelbaumes, oder des Poseidon zu empfinden, dessen Meer von ferne winkt und seinen munteren Salzhauch heraufsendet. Wie Geruch von Keller oder Wald in den Kleidern einer Frau haften bleibt, so bleibt irgendeine Empfindung des mit aller Intensität Gelebten in der Örtlichkeit des Erlebnisses haften. Deshalb spürt man an den Ufern des Tiberiassees immer noch etwas von der versöhnenden, aufrichtenden, zu großem Aufschwung der Liebe ansetzenden Musik der Bergpredigt — und deshalb lastet auf einem anderen Zentrum der antiken Welt, dem Forum Romanum, ganz im Gegensatz zu der glanzvollen duftenden Luft des atheniensischen Göttersitzes, eine schweißige Kolossalität, die Stimmung unterdrückter, versklavter Völker, die Last des Imperiums und der bis heute andauernden Propaganda, deren letzter Dolmetsch der aufdringliche Cicerone und Trinkgeldbettler ist. Hier aber haben vornehme, schöne, wohlmeinende Götter gehaust, die zu leben wußten. Und diese Vornehmheit und der mit Einfachheit verknüpfte Genuß der natürlichen Gaben des Daseins — das ist geblieben.

Ein kleines Museum am Rande der künstlich gestützten Hochfläche. Wenige, aber außerordentliche Werke. Irgend etwas Barbarisches auf dem Grunde meines Geschmacks brach ganz unerwartet hervor — und aus all den Plastiken sprach für mich am stärksten der rätselhafte „Dreileibige Dämon, ein mächtiges Hochrelief, das drei Männer zeigt, die vom Bauch an in einen dreifachen, in eins verflochtenen Schlangenleib übergehen. Die einzelnen Windungen der Schlange sind durch krasse rote und schwarze Bemalung gegeneinander abgesetzt. Unvergeßlich vor allem das gutmütige und dabei doch auch drohende Lächeln der drei Riesenkerle. Die Wissenschaft ist sich über dieses Denkmal aus Athens Urzeit nicht einig. Die Kunsttheorie verwirft es als roh und rubriziert den seltsam lächelnden Ausdruck in die Kategorie des „Archaischen". Dieses Lächeln aber hat mich doch wie etwas ganz Besonderes angeschaut. Es ist ein robustes Bauernlächeln, ein Lächeln der Erde vielmehr; so lächeln Berge und baumverwachsene Schluchten in ihrer ursprünglichen Wildheit, die bald Tücke, bald Segen bedeutet. So lächelte die unzerdachte Natur in den Tagen, ehe unterschieden ward zwischen dem Guten und dem Bösen. Dieses Lächeln ist der dunkle, unbewußte und zeugungskräftige Schlund, aus dem späterhin Lichtgötter und die Rebellen des Tartarus stiegen.

Dieselbe vornehme Absichtslosigkeit und Freigebigkeit, mit der die Bauten der Akropolis gezeigt werden, regiert hier auch sonst. Man wird nicht mit „Sehenswürdigkeiten" bombadiert, es werden einem keine Prospekte in die Hand gedrückt, es gibt nirgends Wegweiser, nichts wird veranstaltet, nichts „groß aufgemacht". Sondern man muß durch ganz enge Gassen gehen und stößt ganz unerwartet auf den berühmten „Turm der Winde", das „Denkmal des Lysikrates" oder das „Theater des Herodes Attikos", von dem der einzige deutsche Führer, den ich zu kaufen bekam, die spaßigen Worte aussagt: „Erstand durch die Freigebigkeit des reichen Prunkredners Herodes Attikos, der es zum Gedächtnis der an seinem Fußtritt gestorbenen Gattin Regilla erbaute." Ein Satz, der allerdings weniger an Aristophanes als an die moderne, unerschöpfliche Quelle des Humors erinnert, die „Memoiren eines Bibliothekars" von Richard Kukula. — Mitten im Gäßchengewirr liegen die Trümmer der „Bibliothek des Hadrian". Eine niedrige Mauereinfriedung, eine Wiese, blühende Margeriten auch hier, kleine weiße Köpfchen allenthalben im dichten Gras; die Tür ist offen, kein Wächter zu sehen. Ja doch, dort hinten sitzen in ihrer Wohnung, doch bei offener Türe, zwei Frauen mit Näharbeiten. Sie blicken gelegentlich auf, achten darauf, daß nicht jedermann eines der antiken Engelsfigürchen oder Gesimsfragmente wegträgt. Einen Vogelkäfig haben sie an einen Baumast vor dem Häuschen gehängt. Sogar dem gefangenen Vogel wird in Athen freie Luft gegönnt.

Jüdische Nachrichten.

Die 79. Friedhofsschändung. - In Hattingen (Ruhr).

Berlin. (J.T.A.) Auf dem alten jüdischen Friedhof in Hattingen a. d. Ruhr, der im Mittelpunkt der Stadt gelegen ist, wurden — wie das „Israelitische Familienblatt" mitteilt, 11 Grabsteine teils umgeworfen, teils vollständig zertrümmert. Es handelt sich um einen alten Friedhof, der seltener aufgesucht wird, so daß der Zeitpunkt dieser Tat nicht feststeht. Es ist jedoch nach verschiedenen Anzeichen anzunehmen, daß die Tat um die Zeit der ersten Reichstagseröffnung liegt. In Hattingen wurden für die Liste der Nationalsozialisten 2880, für die der Kommunisten 2609 und für die der Sozialdemokraten 1600 Stimmen abgegeben, so daß ein gewisser Schluß naheliegt, welchen Kreisen die Täter angehören. Es wurde eine hohe Belohnung für die Ermittlung der Täter ausgesetzt, jedoch hat die Polizei bisher keinen Erfolg aufzuweisen.

Geheimbeschluß der Münchener nationalsozialistischen Parteileitung?

Berlin. (J.T.A.) Die der Kommunistischen Partei nahestehende „Welt am Abend", deren Meldungen allerdings, weil nach politischem Tagesbedarf zugeschnitten, mit Vorsicht aufzunehmen sind, läßt sich unter der Ueberschrift „Judenpogrome in Sicht" aus München, 11. Dezember, berichten: „Vor etwa 14 Tagen fand in der Münchener Parteizentrale der NSDAP eine vertrauliche Konferenz statt, die sich mit der gespannten Lage innerhalb der Nationalsozialistischen Partei befaßte. Die Führer waren allgemein der Ansicht, daß den Sturmabteilungen, denen die Regierungsübernahme nicht schnell genug vor sich gehe, Gelegenheit gegeben werden müsse, ihre Erregung zu äußern. Es wurden bestimmte Anweisungen an die einzelnen Gauleiter gegeben, den Zorn der Sturmabteilungen auf die Juden abzulenken, und etwaigen Pogromen nicht nur keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen, sondern sie sogar als geeignetes Ablenkungsmanöver ausdrücklich zu unterstützen. Jedoch soll Vorsorge ge-

troffen werden, daß die Leitung der NSDAP keineswegs mit diesen Aktionen irgendwie in Verbindung gebracht werden kann. Die Pogrome sollen so gut vorbereitet werden, daß sie den Charakter „spontaner Aktionen" tragen. Den Gauleitungen ist daher der Auftrag erteilt worden, die zuverlässigsten und erprobtesten Mitglieder der Sturmabteilungen für die Pogrome einzusetzen, damit die Parteileitung für den Fall von Verhaftungen Gewähr dafür hat, daß die Verhafteten vor Gericht nicht verraten, daß sie im parteiamtlichen Auftrag gehandelt haben. Um den Plan der SA. nach außen hin zu decken, soll bei jeder Gelegenheit, auch gegenüber den Behörden, versichert werden daß die SA eine Truppe zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung sei und sich jederzeit dem Staat als Hilfspolizei zur Verfügung stellen werde."

Was einem katholischen Geistlichen in den Berliner Straßen passieren kann. - Man wollte ihm als „Juden" den Bart abschneiden.

Berlin. (J.T.A.) Zu den nationalsozialistischen Ausschreitungen gegen den Remarque-Film trägt die „Germania" noch den folgenden Fall nach: Am Dienstag abend verließ der katholische Geistliche Dr. K. den Untergrundbahnhof Wittenbergplatz, um sich zu einem Vortrag in einem naheliegenden Gymnasium zu begeben. Sofort wurde er von einer Menge johlender Burschen umringt, die ihm „Jude" zuriefen. Dr. K. erklärte, er sei katholischer Priester. Die Burschen schrien: „Das mag sein, aber Jude sind Sie doch!" Einer der Burschen spie ihm ins Gesicht, ein anderer fuchtelte mit einem Taschenmesser herum. Als der Geistliche weitergehen wollte, liefen ihm die Burschen nach, einer packte ihn von hinten, faßte ihn am Bart und versuchte, den Bart mit einer Schere abzuschneiden. Als Dr. K. noch einmal erklärte, er sei katholischer Priester, ließen die Burschen schließlich von ihm ab.

Der 17. Zionistenkongreß für den 24. Februar nach Karlsbad einberufen.

London. (J.T.A.) Die Exekutive der Zionistischen Organisation hat beschlossen, den 17. Zionistenkongreß für den 24. Februar 1931 nach Karlsbad einzuberufen. Dem Kongreß wird sich wahrscheinlich die 2. Tagung des Council der Jewish Agency unmittelbar anschließen. Im Hinblick darauf, daß seit dem 16. Zionistenkongreß und der Gründungstagung der Jewish Agency im Juli und August 1929 in Zürich Ereignisse von einschneidender Bedeutung für den Zionismus und das Judentum, wie die Unruhen in Palästina Ende August 1929 und die Verkündung der neuen Palästinapolitik durch die englische Regierung, einge-

treten sind, kommt diesen Tagungen besondere Bedeutung zu; in der jüdischen und auch der nichtjüdischen Oeffentlichkeit ist denn auch das Interesse für den Verlauf derselben ein sehr reges.

Starkes Ansteigen der Nationalfondseingänge in Palästina.

Jerusalem. (J.T.A.) In den ersten sechs Wochen nach der Veröffentlichung des Weißbaches haben die Nationalfondseingänge in Palästina die dreifache Höhe der Eingänge in demselben Zeitabschnitt des Vorjahres erreicht. Es wurden in diesen sechs Wochen 6700 Pfund aufgebracht. Dieses hervorragende Ergebnis ist in erster Reihe der Opferwilligkeit der palästinensischen Arbeiterschaft zu verdanken.

Bücherschau.

Dr. Joseph Kastein: **Sabbatai Zewi. Der Messias von Ismir.** Berlin W 50. Ernst Rowohlt Verlag 1930. 384 Seiten mit 12 Illustrationstafeln. Geh. 6.50 Mk., gebunden 10.— Mark. — Oft schon hat die merkwürdige Gestalt des Sabbatai Zewi im Blickfeld des Historikers gestanden, mehrfach auch hat man seine abenteuerliche Geschichte in Romanform zu bannen gesucht, so Ludwig Storch in seiner „Messiade" Der Jakobsstern (Frankfurt a. M. 1836) und vor kurzem S. Poljakoff: Sabbatai Zewi (deutsch im Weltverlag, Berlin 1927). Mit der Darstellung und Deutung Joseph Kasteins nun tritt ein Werk hervor, das, die genannten Bücher weit hinter sich lassend, auf dankbare Anerkennung weit über die jüdische Welt hinaus rechnen darf. — In 14 Kapiteln entrollt sich in gewaltigem Flusse die Geschichte dieses „Sklaven seiner Idee", der, obwohl ohne Unterlaß „auf einer heftigen, gierigen Suche nach einer Bestätigung seiner Berufung", doch des Wortes der Stunde, des Rufes von oben nie recht gewiß werden konnte, der nach jähem Aufstieg lautlos im Dunkel verschwand. Wenn es dem Smyrnaer Messias gelang, um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Judenheit fast der ganzen Welt in seinen Bann zu ziehen, so war es nicht die Größe oder Ueberzeugungskraft seiner Persönlichkeit, die es dahin kommen ließ, sondern „Zeit und Menschen, mit Bereitschaften überladen", ließen hier die größte messianische Bewegung wachsen, die das Judentum je in der Zerstreuung erlebt hat. Denn „in jeder religiösen Bewegung, sei sie eine Neuschöpfung oder ein neuer Anstoß, liegen Größe, Wucht und Wirkung nicht im Führer, sondern in der erschütternden Gläubigkeit der Massen, die sich dem Führer, d. h. der Idee, hingeben". — Es bedeutet hohen Genuß und Erschütterung zugleich, der Durchführung dieses Grundgedankens in der prachtvollen Darstellung Kasteins zu folgen. Fern von gewollter Geistreichigkeit, ohne mit der Gelehrsamkeit zu prunken, die hinter jeder Seite dieses Buches steht, läßt der Verfasser die Erzählung dahinfließen. Auf dem Boden der kabbalistischen Gedankenwelt seiner Zeit, bewegt durch die furchtbaren polnischen Judenverfolgungen der 40er und 50er Jahre des 17. Jahrhunderts, auch von puritanischen Messiasgedanken befruchtet, erwächst die Gestalt des ehrgeizigen Abenteurers. Lebendig erstehen vor dem Leser die Menschen seiner Umwelt, u. a. der „Prophet" Nathan Gazati, sein „Sekretär" Primo. Wir sehen das Schicksal Sabbatais „eigenlebig, zwangsläufig" werden, „die Ereignisse nehmen ihn an die Hand und führen ihn", bis ihm „die Furcht vor der letzten Entscheidung" schließlich doch ein ruhmloses Ende bereitet. — Es wäre zwecklos, Einzelheiten aus dem Buche herausheben zu wollen. Dieses Werk ist aus einem Guß. Es wird so bald nicht vergessen werden.

Aus der Gemeinde.

Die Zeiten des Gottesdienstes.

	Abend	Morgen	Nachmittag	Abend
19./20. Dezember	4.15 Uhr	9.00 Uhr	—	5.16 Uhr
26./27 Dezember	4.30 Uhr	9.00 Uhr	—	5.20 Uhr
2./3. Januar	4.30 Uhr	9.00 Uhr	—	5.26 Uhr

Die jüdischen Organisationen in Duisburg.

1. **Jüdische Gemeinde.** Vorsitzender: Max Levy. Adresse: Angerstraße 9.
2. **Machsike Hadas.** Vorsitzender: Sch. Hauser, Wanheimerstr. 30. Briefadresse: J. Ziegenlaub, Pulverweg 10.
3. **Jüdische Schule.** Am Buchenbaum 32. Leiter: Fritz Kaiser, Landwehrstraße 21, Telephon 4 28 77 Nord.
4. **Jüdischer Kinderhort.** Beguinengasse. Leiterin Fräulein Toni Goldschmidt, Marienstraße 33.
5. **Talmud Thora.** Leitung: Samuel Ostersetzer, Wildstraße 36.
6. **Komitee für Hebräische Kurse.** Adresse: Edmund Levy, Marienstraße 33.
7. **Israelitischer Hilfsverein.** Vorsitzender: Max Löwe, Kuhlenwall 30.
8. **Bikur Cholim.** Vorsitzender: J. Assenberg, Wanheimer Str. 74.
9. **Israelitischer Frauenverein.** Vorsitzende: Frau A. Lilienfeld, Hindenburgstraße 33.
10. **Duisburg-Loge zur Treue U. O. B. B.** Präsident: Rechtsanwalt Dr. Katzenstein, Königstraße 32, I.
11. **Central-Verein deutscher Staatsbürger jüd. Glaubens.** Vorsitzender: Rechtsanwalt Dr. Richard Rosenthal, Königstraße 12.
12. **Zionistische Vereinigung.** Vorsitzender: Rechtsanwalt Max Simon, Königstraße 10.
13. **Jüdisch-sozialdemokratische Arbeiterorganisation Poale Zion.** Vorsitzender: J. Schayer, Königstraße 46. Anschrift: Ch. Danziger, Grabenstraße 185.
14. **Jüdisch-liberaler Gemeindeverein.** Vorsitzender: Rechtsanwalt Dr. Sally Kaufmann, Königstraße 24.
15. **Verband ostjüdischer Organisationen, Ortsgruppe Duisburg.** Vorsitzender: Herr Gerler, Beekstraße 10.

15a. **Ostjüdische Jugendgemeinschaft.** Vorsitzender: Herr J. Waitz. Anschrift: Berthel Prostak, Mülheimer Straße 79.

16. **Reichsbund jüdischer Frontsoldaten.** Vorsitzender: Dr. Walter Jülich, Köhnenstraße 6.
17. **Jüdischer Frauenbund.** Vorsitzende: Frau Rechtsanwalt Ruben, Neckarstr. 52. Schriftführerin: Frau Hertha Herzstein, Sternbuschweg 23 c.
18. **Verband Jüdischer Frauen für Palästinaarbeit.** Vorsitzende: Frau Anna Levy, Marienstraße 33.
19. **Jüdischer Jugendbund.** Vorsitzender: Emil Frank. Anschriften an Emil Frank, Scharnhorststraße 25.
20. **Jüdischer Turn- und Sportverein „Jtus", Duisburg.** Vorsitzender: Dr. B. Hallenstein. Anschrift: Erich Artmann, Duisburg, Bungertstraße 22.
21. **Hechaluz.** Vorsitzender: J. Schayer, Königstraße 46.
22. **Jung-Jüdischer Wanderbund.** Brith Haolim (JJWB.) Adresse: Heini Keusch, Breitestr. 38.

23. **Zeire-Misrachi.** Anschrift: Regina Gerhard, Universitätsstr. 27.
24. **Jüdischer Jugendring (J. J. R.).** Ortsgruppenleiter: Ernst Neumark. Anschrift: Gerda van Leeuwen, Tonhallenstraße 66; Tel. 1661.
25. **Esra.** Anschrift: Malli Jsler, Universitätsstraße 20.
26. **Bar Kochba,** 1. Vorsitzender: Edmund Levy. Anschrift: Clara Rosenbaum, Ruhrorterstr. 37.
27. **Agudas Jisroel.** Vorsitzender: S. Ostersetzer, Wildstraße 36.

Jahrzeit (am Vorabend des angegebenen Tages beginnend):
23. Dezember: M. Nachmann, Mülheimer Straße 50.
23. Dezember: Gebr. Levy, Angerstraße 9.
Wer Jahrzeit hat, pflege den schönen alten Brauch, sich im Gedenken an seine Lieben durch Spenden an unsere Gemeindevereine sozial zu betätigen.

Gemeindevertretung. Am 10. Dezember fand eine geheime Sitzung statt.

Schulantisemitismus. Wie wir in Nr. 18 berichteten, hatte die Gemeinde sich mit groben antisemitischen Ausschreitungen in einer hiesigen Schule zu befassen. Die Angelegenheit ist von der Behörde untersucht worden und die Beschwerde wurde für begründet erklärt. Es ist Vorsorge getroffen, daß sich in der fraglichen Anstalt die vorgekommenen Ausschreitungen nicht wiederholen.

Zionistische Vereinigung. Am 4. Dezember sprach Herr R.-A. Dr. Gottlieb, Düsseldorf, über die gegenwärtige Situation des Zionismus. Er gab einen kurzen Ueberblick über die Entwicklung des Zionismus und ging ausführlich auf die englische Politik der letzten Jahre ein. Die Debatte im englischen Parlament, auf die das jüdische Volk stolz sein könne, beweise, daß wir alle Ursache hätten, der weiteren Entwicklung der englischen Politik mit Optimismus entgegenzusehen. Ein Beispiel hierfür sei die Bewilligung der 1500 neuen Zertifikate, die ein paar Tage nach dem englischen Weißbuch, das eine Sperrung der Einwanderung habe befürchten lassen, ausgegeben worden seien. In der Diskussion wurde besonders die revisionistische Auffassung vertreten und von anderer Seite bekämpft. Die Versammlung war sehr gut besucht. Man folgte den Ausführungen mit größtem Interesse.

Reichsbund jüdischer Frontsoldaten. Den vereinten Bemühungen des Vorsitzenden des Landesverbandes Westdeutschland, des Kameraden Dr. M. Weinberg (Köln) und des Kameraden Ludwig Benda (Ludwigshafen), ist es gelungen, die Ortsgruppe Duisburg des RjF. wieder zu neuem Leben zu erwecken. Bereits die Wiederaufrichtungsversammlung hatte einen ansehnlichen Besuch an Kameraden zu verzeichnen. Es bestand Einmütigkeit darüber, daß alle ehemals der Ortsgruppe angehörenden 100 Kameraden ihr wieder als aktive Mitglieder beitreten würden. Als Vertreter der Gemeinde Duisburg war Herr Rabbiner Dr. Neumark erschienen. Referent des Abends war Kamerad Direktor Ludwig Benda. In treffenden Worten verstand es der Vortragende, einen Rückblick zu werfen auf die Geschehnisse seit 1918. Er kam zu dem Ergebnis, daß die Existenz unseres Bundes nie dringender und nötiger war als heute in dieser Zeit des wiedererwachten übersteigerten Nationalismus und Antisemitismus. Im einzelnen auf die Maßnahmen einzugehen, die Direktor Benda den Mitgliedern des RjF. anempfahl, um in diesem den deutschen Juden aufgezwungenen Abwehrkampf ihren Mann zu stehen, ist hier nicht der richtige Ort. Lebhafter Beifall lohnte die Ausführungen. In der Diskussion sprach Herr Rabbiner Dr. Neumark. Er stellte die positiven Programmpunkte der RjF. heraus und wünschte vor allen Dingen, daß der Siedlungsgedanke, der vom RjF. aufgegriffen wurde, weiter gefördert und gepflegt werde. Als Vertreter des Landesverbandes war Kamerad Dr. Spiegel (Köln) erschienen, der ausführlich über aktuelle politische Tagesfragen und die Stellungnahme des RjF. zu ihnen sprach. In längeren Ausführungen äußerte sich Kamerad Dr. Jülich zur weltanschaulichen Einstellung des RjF. Er vertrat die Ansicht, daß der RjF. neben der Pflege echter Treue und Kameradschaft vor allem im Dienste des Friedens tatkräftige Arbeit leisten müsse. Der RjF. sei kein „Kriegerverein", sondern ein Zusammenschluß aller ehemaligen jüdischen Frontsoldaten als eine lebende Erinnerung an die Opfer, die die Juden ihrem Vaterlande im Kriege nicht minder gebracht haben als die übrige deutsche Bevölkerung, ein Zusammenschluß aller derer, die den Krieg kennen und die ihn nicht mehr wollen. Die anschließenden Wahlen hatten folgendes Ergebnis: 1. Vorsitzender Dr. Jülich, 2. Vorsitzender Hauptlehrer Kaiser, Schriftführer Dr. Wilhelm Kaufmann, Kassierer A. Levenbach, 1. Beisitzer H. Sommer, 2. Beisitzer H. Plaut, 3. Beisitzer H. Guttmann. — Alle in Duisburg-Hamborn ansässigen ehemaligen jüdischen Frontsoldaten werden zwecks Vervollständigung und Richtigstellung der Listen dringend gebeten, ihre Adresse dem Schriftführer Dr. Wilhelm Kaufmann, Duisburg, Feldstraße 6, mitzuteilen. Sobald der Mitgliederkreis der Ortsgruppe Duisburg-Hamborn feststeht, wird das Bundesorgan „Der Schild" allen Kameraden zugehen.

Poale Zion. Die Generlaversammlung vom 18. November hatte einen neuen Vorstand zu wählen. Gewählt wurden Schayer, Gerler, Schuffmann, Danziger und Buch. — Am 30. November fand eine Feier der Gruppe statt mit Vorträgen und gemeinsamen Gesängen.

Jüdischer Jugendbund. Am 1. Dezember sprach Herr Julius Stern über die „Juden in Amerika". Er gab einen kurzen Ueberblick über das jüdische Leben Amerikas, das sich meist in den jüdischen Klubs abspielt. Einen Unterschied zwischen Ost- und Westjuden wie hier kenne man dort nicht. Gottesdienst werde häufig am Sonntag abgehalten. Der Zionismus sei viel ausgebreiteter als etwa in Deutschland, 90% der Juden Amerikas seien Anhänger des Zionismus. — Am 8. Dezember berichtete Herr Dr. Hallenstein über seine Orientreise. In anschaulicher Weise schilderte er die verschiedenen Landschaften, die er auf dieser Reise berührt hat, gab eine Charakteristik der Bewohner und ging auf die Kunstwerke, besonders Griechenlands, ein. Auf dieser Reise besuchte er auch Palästina. Er hob den tiefen Eindruck hervor, den er von diesem Lande als Jude empfangen habe. Bei der Kürze seines Aufenthaltes könne er zwar nicht beurteilen, was dort geleistet worden sei, aber er habe doch ein stolzes Gefühl der Verbundenheit mit dem jüdischen Land gehabt. Die interessanten Ausführungen wurden durch zahlreiche selbstaufgenommene Lichtbilder erläutert.

Der Jüdische Jugendbund hatte die jüdischen Organisationen zu einer Aussprache auf den 2. Dezember eingeladen, um über einen gemeinsamen Arbeitsplan für Vorträge, Kurse und andere Einrichtungen zu beraten. Fast sämtliche Organisationen waren vertreten. Herr Frank führte aus, es sei notwendig, das bisherige Nebeneinanderarbeiten zu einer planvollen Zusammenarbeit zu gestalten. Das sei aus ideellen wie materiellen Gründen notwendig. In Betracht kämen 1. größere Veranstaltungen für die breite Oeffentlichkeit, zu denen man Referenten gewinnen könnte, die im deutschen Judentum führend seien und allen Juden gleichviel welcher Richtung etwas geben könnten, 2. Kurse, die der wissensdurstigen jüdischen Jugend zugute kommen sollen, so hebräische Kurse, Kurse über jüdische Geschichte, soziale Erziehung, Abwehrarbeit, Palästinaarbeit. Man denke an die Schule der jüdischen Jugend sowie an Franz Oppenheimers Jüdisches Lehrhaus. Die Diskussionsredner stimmten zu. Allerdings wie einer der Redner ausführte, nur unter der Voraussetzung, daß die Boykottierung einer Richtung durch eine andere, wie sie bisher in Duisburg geübt worden sei, aufhöre, da sie unjüdisch und unwürdig sei. Die bestehenden Kurse, meinte man, sollten besser besucht werden als bisher. Von einem Gemeindevertreter wurde der Plan in finanzieller Hinsicht begrüßt. Ein Ausschuß von 13 Personen, in dem die in Betracht kommenden Organisationen vertreten sind, soll die Durchführung des Plans weiter beraten.

Der Jüdische Frauenbund beabsichtigt, einen zweimal wöchentlich stattfindenden Vierteljahrskursus für Einheitsstenographie einzurichten. Interessenten wollen sich melden bei Frau R.-A. Ruben, Neckarstraße 52.

Bar Kochba-Ostjüdische Jugendgemeinschaft. Am Donnerstag, den 18. Dezember, spricht Herr Dr. Lustig, Gelsenkirchen, über „Jüdische Gestalten und ihre Auswirkungen aufs Judentum" pünktlich 8.30 Uhr im Gemeindezimmer, Junkernstraße 2. Gäste willkommen.

Die Nathan-Tillinger-Stiftung hatte zwecks Erweiterung ihrer Arbeitsmöglichkeit zu einer Versammlung für den 13. Dezember eingeladen. Nur wenige waren der Einladung gefolgt. Herr Rabbiner Dr. Neumark gab einen Rückblick über die Entstehung der Stiftung, die der verstorbene Nathan Tillinger in seiner Leidenszeit, einem inneren Bedürfnis folgend, durch Stiftung einer kleineren Summe ins Leben gerufen hatte. Es war der Wunsch des Verstorbenen an seine Freunde, diese Kasse auszubauen. Man war dieser Anregung gefolgt und hatte die Darlehnssumme auf 1320 Mark erhöht. Dieser Betrag sei in der Zeit von zehn Monaten durch Umlauf auf 12 130 Mark gekommen, ein Beweis, wie segensreich die Kasse gewirkt habe. Herr Rabbiner Dr. Neumark hob hervor, daß auch die Chewrah in vielen Fällen empfunden habe, wie nötig und wie wichtig eine solche Kasse sei. Um aber durchgreifend helfen zu können, sei es notwendig, die Kasse auf eine breitere Basis zu stellen, die Form hierfür sei nunmehr zu besprechen. Herr Teichner gab alsdann einen Kassenbericht, aus dem hervorging, daß an 83 Personen insgesamt 12 130 Mark ausgeliehen worden seien. Die Kasse habe sich bewährt und dank der strikten Durchführung der Bedingungen — Ausleihung nur gegen Sicherheit bzw. Bürgschaft und Rückzahlung nach kurzer Zeit (2—4 Wochen) habe die Stiftung bis heute keinen Schaden erlitten. Es sei in keinem Falle Klage erhoben worden, und auch die Bürgen wurden nur in zwei bis drei Fällen in Anspruch genommen. In der Aussprache, an der sich die Herren Max Löwe, Bankdirektor Kaufmann, Dr. Neumark, Edmund Levy, Ferd. Löwin, Max Windmann, M. Kesten beteiligten, wurde nochmals hervorgehoben, wie wesentlich es sei, nicht durch Wohltätigkeit, sondern durch Darlehen zu unterstützen. Was die Form der Kasse anbetrifft, so kam man zu dem Entschluß, an die Gemeinde mit dem Vorschlag heranzutreten, für die Akkreditierung der Stiftung bei einer Bank mit ca. 4000—5000 Mark die Bürgschaft zu übernehmen und einen Zinsenzuschuß als Subventionierung der Kasse zu zahlen. Ein Mitglied der Gemeindevertretung soll in den Vorstand der Stiftung von der Gemeinde aus delegiert werden. Für Verhandlungen mit der Gemeinde wurde eine Kommission gewählt, der die Herren Bankdirektor Kaufmann, Edmund Levy und Max Windmann angehören.

Die zweite ostjüdische Generation. In einer gutbesuchten Zusammenkunft des Bar Kochba und der Ostjüdischen Jugendgemeinschaft sprach, hauptsächlich vor Jugendlichen, Rabbiner Dr. Philipp aus Elberfeld. Man müsse unterscheiden zwischen den Ostjuden, die vor dem Kriege, während des Krieges und nach dem Kriege eingewandert seien. Die Vorkriegsgeneration sei gekommen, um ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern. Sie sei von den hier wohnhaften Juden völlig abgelehnt worden. Der Kampf zwischen Ost- und Westjuden sei der zwischen Arrivierten und noch nicht Arrivierten, zwischen Spät- und zwischen Frühaufstehern. Die Zuziehenden hätten sich mühsam eine Existenz aufbauen müssen, hauptsächlich durch Lumpenhandel und durch Eierhandel, Geschäftszweige, in denen die zuziehenden Ostjuden zweifellos der hiesigen Wirtschaft genützt hätten. Die Abneigung der Westjuden gegen die Ostjuden beruhe weiter auf der Auffälligkeit der Neuen, durch die sich die Westjuden in ihrem Sicherheitsgefühl gefährdet glaubten, und durch die Fremdheit, die sie mitgebracht hätten. Schließlich habe man die Ankömmlinge abgelehnt, weil sie Forderungen innerhalb der jüdischen Gemeinde gestellt hätten, wiewohl diese Forderungen völlig berechtigt gewesen seien. (Eigener Gottesdienst, eigene Talmud-Thora-Schule.) Die Ostjuden hätten sich von ihrer total jüdischen Heimat wenigstens ein Prozent Judentum bewahren wollen, wenn sie 99 Prozent an die Umwelt hätten preisgeben müssen. — Die zweite ostjüdische Generation bestehe aus den Kindern der ersten Generation und aus den inzwischen Neueingewanderten. Diese Jungen lebten ohne das satte jüdische Milieu des Ostens. Wiewohl die Ostjuden hier lobenswerterweise eigene Schulen und eigenen Gottesdienst sich geschaffen hätten, seien die Jungen der Assimilation preisgegeben. Selbst die ältere Generation sei in der Mehrheit nicht mehr jüdisch-konservativ. Das ostjüdische Kind stürze sich gierig auf die Schöpfungen der deutschen Kulturwelt, wie es die Juden vor 100 Jahren auch getan hätten, sie differenzierten nicht mehr, sondern verlangten von der umgebenden Kultur alles oder nichts. Die Ostjuden müßten den geringen Prozentsatz Jüdischkeit, der ihnen noch geblieben sei, bewahren, sie müßten sich der Gefahr der Assimilation bewußt sein. Die Erhaltung der Ostjuden hänge von denselben Tatsachen ab, auf denen die Erhaltung der Westjuden beruhe. Das Galuthproblem sei nicht zu lösen. Nötig sei allen Juden das Kräftezentrum, aus dem hundertprozentiges Judentum quelle, nötig sei allen, wo immer sie wohnten, Palästina. An diese Ausführungen schloß sich eine lebhafte, interessante Erörterung. Man warf den jüdischen Gemeinden vor, sie böten der Jugend nichts, man rief den Notabeln zu, sie machten Reklame mit ostjüdischen Bergarbeitern, wiesen sie aber als anmaßend zurück, wenn sie ihr gutes Recht forderten. Man betonte, daß sich der Zionismus allein bedeutende Verdienste um die Ostjuden erworben habe und daß selbstverständlich die feindselige Haltung der Westjuden von ihnen nicht geteilt werde (eine Ansicht, die auch der Redner des Abends teilte). Man fragte nach der Existenzberechtigung eines ostjüdischen Jugendvereins. Auf alle diese Probleme ging Rabbiner Dr. Philipp in seinem Schlußwort ein. Er gab die Schuld der jüdischen Gemeinden zu, weil sie nur Kultus, Unterricht und ein wenig Zedakah betrieben, keineswegs aber den jungen jüdischen Menschen erfaßten.

Sprechsaal.

Offener Brief.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Liebe Kameraden vom R. j. F.! Es gab einmal eine Zeit — long ago — da konnte man denen, die stolz auf „des Kaisers Rock" waren, wenigstens den guten Glauben zubilligen, für eine große Sache Leib und Leben einzusetzen, für das Vaterland. Freilich für jenes Vaterland, in dem unsere Glaubensgenossen weder Briefträger noch Nachtwächter werden konnten. Auch ich und zwei Brüder von mir waren einst Kriegsfreiwillige, das ganze Volk war kriegsfreiwillig. Auf diesen Heldenmut stolz zu sein, besteht kein Grund — wer heute nicht „freiwillig" ging, wurde morgen zwangsweise eingezogen —, man machte halt aus der Not eine Tugend. Es gibt so viele Frontbünde heutzutage, alle judenrein; sicher aber gibt es unter ihnen auch Tausende von ehrlichen Menschen, die Euch jüdischen Kameraden gern eingestehen werden, daß sie lieber bei Weib und Kind geblieben wären, wenn sie nicht anders gemußt hätten. Ueber Motive von Anno 14 läßt sich heute nicht mehr rechten. Wir Juden — oder sicher sehr viele unter uns — wollten unser Pflichtgefühl für das Vaterland beweisen und hofften, dadurch ein neues Vaterland zu erkämpfen, in dem wir nicht nur auf dem Papier, sondern auch in Verwaltung und Gesellschaft wirklich gleichberechtigt und gleich geachtet sein würden. Es kam anders; gehässiger und schlimmer als in der Stöcker-Periode umtobt uns brutalster Antisemitismus, trotz unserer x-tausend Toten und Kriegsbeschädigten jüdischen Stammes, trotz R. j. F., der zwölf Jahre lang versucht hat, diese traurigen Zahlen in deutsche Ohren hineinzuschreien. Wir haben geirrt und sind sehend geworden. Die Barbarei des Krieges war ein Betrug — nicht an uns Juden nur — an jedem Menschen hüben und drüben. Zerschossen wurden wir von Kruppschen Kanonen, in französischen Drahtverhauen, die aus dem Ruhrgebiet geliefert waren, hingen wir, Admiral Tirpitz erhielt während des Krieges freundschaftliche Briefe vom englischen Admiral Fisher und ließ sich gern mit „Dear old Tirps" anreden, und für die englischen Granaten, mit denen unsere Nahrungszufuhr kaputt geschossen wurde, läßt Krupp sich die Patent-Lizenzgebühr einklagen und auszahlen. Das war der Krieg, den mitgemacht zu haben, Ihr heute noch stolz seid. Ueber meine und Euere Motive von 1914 ließ sich reden, heute aber, 1930, läßt sich nicht mehr darüber streiten, ob es klug oder groß oder edel oder nur praktisch, zweckmäßig sein kann, einen Bund jüdischer Frontsoldaten oder einen jüdischen Offiziersbund aufrecht zu halten oder neu zu gründen. Ganz gleich, zu welchem Zwecke, der niemals **das** Mittel heiligen wird, das in zwölf Nachkriegsjahren schon seine Untauglichkeit bewiesen hat.

Wer denkt und wer sieht, kann nur jene Erinnerung an den Krieg lebendig erhalten, die Abschen und Ekel vor dem Massenmord erzeugt, jene Erinnerung, die künftige Geschlechter zu Saboteuren der Tat, zu Kämpfern gegen die Idee erzieht. Nur und ganz allein ein Bund solcher „Krieger" hat eine Aufgabe zu erfüllen und kulturellen Wert, nicht aber ein Kriegerverein, der den „Geist" der Frontkameradschaft pflegen will, ich wiederhole: Ganz gleich zu welchem Zweck! Und selbst, wenn der Zweck nur **der** wäre, die Erinnerung an unsere Toten wachzuhalten, die sich nutzlos geopfert haben, in einem Irrwahn befangen. — Ich bin also, wie Ihr seht, untauglich für den R. j. F. und kann der Einladung zur Neugründung nicht folgen. Ich dünke mich deshalb nicht klüger als Ihr, wohl aber glaube ich, besser erkennen zu können, was war und was ist. Was sein wird, wissen wir alle nicht, aber das wissen wir — aus dem Munde eines klugen Juden —, daß wir die Kulturschande der Gegenwart vergessen müssen, wenn wir dem Kulturfortschritt der Menschheit dienen wollen. **Nicht** „Frontheil" lautet unser jüdischer Gruß, sondern „Scholaum", Friede seit mit Euch!

Max Heimann.